

# Zum Geleit

Liebe Freunde unseres Hauses Königstein!

Als mich Pfarrer Stingl um das Geleitwort für dieses Heft unserer Mitteilungen bat, wurde mir bewusst, dass dieses Organ unseres Instituts zwar erst nach dem Umzug von Königstein nach Nidda erscheint, aber das nun schon im siebten Jahr. Ich will keine Betrachtung über die heilige Zahl Sieben halten, die ja in vielen Religionen und Kulturen wirklich eine Bedeutung hat: Wir kennen sieben Sakramente und sieben Werke der Barmherzigkeit, die sieben Worte Jesu am Kreuz und die sieben Schmerzen Mariens, die sieben Gaben des Heiligen Geistes, aber auch die sieben Hauptsünden.

Dass wir regelmäßig nun schon im siebten Jahr diese Mitteilungen Haus Königstein als Bande zwischen dem Institut und seinen Freunden und Gönnern herausgeben konnten, ist nicht selbstverständlich. Nur durch Ihre freiwilligen Spenden und durch meist ehrenamtliche Mitarbeit war das möglich. Viele Zuschriften haben den Vorstand ermuntert, mit den Kräften in Nidda Jahr für Jahr weiterzumachen, ja nach Möglichkeit es noch besser zu machen. Dass viele Heimatblätter Beiträge übernehmen und nachdrucken, ist uns im Vorstand und in der Redaktion ein Ansporn. Deshalb werden wir auch mit den Tagen der offenen Tür und mit anderen Publikationen weitermachen. Dazu ermuntert uns auch die Tatsache, dass die Haussner Stiftung dieses Jahr ihren Preis am 13. Dezember in München an Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl verleihen wird, der diese Ehrung zusammen mit Dr. Nowak erhält, dem langjährigen Präsidenten der Sudetendeutschen Bundesversammlung und Landesvorsitzenden der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Baden-Württemberg.

Wenn wir auf das zu Ende gehende Jahr zurückblicken, so können wir feststellen, dass es weiter voran ging. Unter den Benutzern unserer Bibliothek und des Archivs waren auch Doktoranden, deren Arbeiten vor der Fertigstellung stehen. Die von Professor Grulich geleiteten und von Frau Steinhauer vorbereiteten und betreuten Studienfahrten auf den Spuren von Cyrill und Method nach Istrien und Mähren haben den Teilnehmern die Bedeutung dieser beiden Europapatrone aufgezeigt. Die Zusammenarbeit mit dem Werk Pater Werenfrieds, Kirche in Not, hat sich wie schon in den vergangenen Jahren bewährt und soll 2014 mit einer Wallfahrt und einer Studienfahrt nach Ungarn weiter geführt werden.

Für den letzten Monat dieses Jahres wünsche ich Ihnen eine gesegnete Adventszeit und bitte Sie als Vorstandsmitglied im Namen aller Mitarbeiter, uns weiterhin zu unterstützen, dass es für uns ein gutes Neues Jahr wird. In diesem Sinne grüßt Sie von Herzen

Ihr



Adolf Hampel  
2. Vorsitzender

## Zum Abschluss des Cyrill- und Method-Jahres 2013



*Die erste Station auf der Glagolitischen Allee in Istrien ist der sogenannte Tisch von Cyrill und Method, der in altslawischer Sprache und drei Schriften (Glagolitisch, Cyrillisch und Lateinisch) die Aufschrift trägt: Tisch der Heiligen Cyrill und Method.*

Als das Institut für Katholische Theologie der Justus-Liebig-Universität Gießen 2004 für Professor Rudolf Grulich die Festschrift *Europassion. Kirche-Konflikte-Menschenrechte* zu seinem 60. Geburtstag herausgab, hat Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl als Vorsitzender des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien im Nachwort aufgezeigt, wie sehr Grulich seit 1980 das Anliegen des polnischen Papstes ein Herzensanliegen war, die Europapatrone Cyrill und Method bekannt zu machen, die Papst Johannes Paul II. 1980 dem hl. Benedikt, dem Vater des Abendlandes, zur Seite gestellt hatte.

Ich durfte damals für diese Festschrift einen kleinen Beitrag über die glagolitische Allee zwischen Roč und Hum in Istrien beisteuern. Nun konnte ich in diesem Jahr, in dem die Kirche das Jubiläum des 1150. Jahrestages der Ankunft der Slawenapostel in Mähren beging, dreimal als Reisebegleiter und Mitveranstalter erleben, wie Grulich mit interessierten Gruppen in meiner Heimat Kroatien war und auf Studienfahrten den Teilnehmern aufzeigte, wie lebendig das Erbe der beiden Europapatrone an der kroatischen nördlichen Adriaküste blieb. Nur in Istrien und in einigen Diözesen des alten österreichischen Kronlandes *Küstenland* hielt sich nämlich die glagolitische Liturgie mit altslawischer Liturgiesprache bis zum Zweiten Vatikanum.

Jahr für Jahr hat das Institut für Kirchengeschichte, bis 2006 in Königstein und seit 2007 in Geiß-Nidda, auf die Leistung von Papst Johannes Paul II. hingewiesen, mit der Erklärung der Slawenapostel zu Patronen Europas die Wiedervereinigung Europas eingeleitet zu haben. Ich kenne Grulich seit 1982, als er in Königstein die Informationsabteilung des Hilfswerkes Kirche in Not leitete, und verstehe deshalb sein Bedauern (und oft auch seinen Schmerz), dass die Kirche Deutschlands bis heute die Bedeutung dieser Europapatrone kaum gewürdigt habe, die Ackermannsgemeinde und die Karpatendeutschen ausgenommen.

Die Fahrten in diesem Jahr nach Istrien und das benachbarte Slowenien und Italien waren gleichzeitig Wallfahrten, Studienreisen und Exkursionen, die den Teilnehmern Europa nahe brachten. Deshalb hatte Grulich auch seit Jahren viele andere Wirkungsstätten von Cyrill und Method besucht, all die Schauplätze des Lebens und Wirkens der beiden Glaubensboten. Durch Pilgerfahrten mit Kirche in Not, auf Exkursion mit Studenten der Universität Gießen, auf Leserreisen der Sudetendeutschen Zeitung führte er nach

- Istanbul, von wo der oströmische Kaiser die beiden Missionare ins Großmährische Reich schickte, nach
- Venedig, wo die beiden Slawenlehrer in einem überlieferten Streitgespräch die slawische Liturgie verteidigten, nach
- Rom, wo Cyrill als Mönch starb, aber auch nach

- Ungarn, weil dort westlich vom Plattensee die beiden heiligen Brüder auf dem Weg nach Rom bei einem slawischen Fürsten Station machten, und nicht zuletzt an die
- kroatische Adriaküste nach Istrien, das heute größtenteils zu Kroatien gehört.

Wir Kroaten waren zwar bereits seit dem Jahre 641 Christen, nahmen aber durch Cyrill und Method die slawische Liturgiesprache in glagolitischer Schrift an und konnten sie teilweise auch nach dem Konzil von Trient behalten. Als gebürtiger Mährer, in dessen Heimat Cyrill und Method auch Landespatrone der Deutschmährer waren, hat Grulich über die glagolitische Messe von Leoš Janaček und über das Slawenkloster Emaus in Prag die europäische Bedeutung von Cyrill und Method betont. Man kann gespannt sein, wenn das Institut in Nidda 2014 wieder eine Studienreise nach Ungarn anbietet und dort auch die wenig bekannte Wirkungsstätte von Cyrill und Method besucht.

Stanko Cecelja

ԶԺՅ ԲԻՄՈՒ ԵՃՅ ԶԸԵ ԲԻ ԲԵՂԱԽՈՒՅԻ,  
 ՕԽ ԸՄԻՅՄԸՎ ԵՃՅՔ ՄԿՅՅ:  
 ՕԽ ԲՍԵՄԵՍՅՄՈՒՅԻ ՎԵՂՄԿԿՅ ՄԿՅՅ:  
 ՕԽ ԵՃՅՍՅՄ ՎՅՍԱ ՄԿՅՅ,  
 ԱԻՅ ԲԻ ԲԵՂԵ, Ե ԲԻ ՇՅՅՔՐ:  
 ԽՈՒԱԵՅՈՒ ԲԻՄՈՒ ԲԻՂՅՅԿՅԿՅ  
 ՕԽՐՈՒՅԻ ԲԻՅՅՈՒ ՕԲՅՅԸ:  
 Ե ՕՂՄԿԿՅՅ ԲԻՅՅՈՒ ՕՒՍՅՅ ԲԻՄՈՒ,  
 ԱԻՅ Ե ՅՅԿՅ ՕՂՄԿԿՅՅՅՅՅՅՅՅ  
 ՕՒՍՅՅՅՅՅՅՅՅՅՅ ԲԻՄՈՒՅՅՅ:  
 Ե ԲՅ ՎԿՅՅՅՅ ԲԻՂՅ  
 ՎՅՅ ԲԻԲՈՂՄՈՒ,  
 ԲՅ ԵՍՅԿԿՅՅ ԲԻՂՅՅ  
 ՕՄՅ ՕՅՅԻԻԿԿԿԿՅՅՅ. ԻՅՅՅՅ.

ՅԺՅ ԲԻՄՈՒ ԺՅ ԵՃՅ ԵՒ ԵՂՅԵԵԵԵԵ  
 ՎՄՈՄՅ ԿՅ ՏՄՈՒ ՄՄՈՒ.  
 ԲՅՅՅՅ ՎՅՅՄՄՅ ՄՄՈՒ  
 ԵՃՅՅՅ ՄՅՄՄԻԿ ՄՄՅԵ  
 ԱԿՅ ԵՒ ԲԵԼՅՅԵԵԵԵ Ե ԵՒ ԺՅՅՅՅ.  
 ԽՄՅԵԵԵ ԲԻՄՈՒ ՄՄՅՅՅՅՅՅՅՅ  
 ՄԵԿՅ ԵՒՄՅ ՄԵԿՅՅՅ  
 Ե ՅՅՅՅՅՅՅ ԵՒՄՅ ՄԵՄՅՅ ԵՒՄՅ  
 ԱԿՅՅՅՅ Ե ՄՅ ՅՅՅՅՅՅՅՅ  
 ՄԵՄՅՅՅՅՅՅՅՅՅ ԵՒՄՅՅՅ.  
 Ե ԵՂ ՄՄՄՄՄՅՅ ԵՒՅԵ  
 ՄՅ ԵՒՅՅՅՅՅ  
 ԵՒ ՏՅՅՅՅՅՅ ԵՒՅԵ  
 ՅՄՅ ԵՂՅՅՅՅՅՅ. ԿՄՅՅ.

*Das Vaterunser in glagolitischer Schrift und in altslawischer Sprache.  
 Die beiden Fassungen zeigen auch die Entwicklung dieser alten Schrift,  
 die der hl. Cyrill erfand. Die nach ihm benannte cyrillische Schrift  
 ist erst später entstanden..*

# Sudetendeutsche Missionare in Brasilien

**P**apst Franziskus hat seinen Brasilienbesuch erfolgreich beendet. Er war in einem Land, das in der Welt die meisten Katholiken zählt und das auch Papst Benedikt 2007 besucht hatte. Dass Brasilien früh christianisiert wurde, verdankt es vielen Missionaren, unter denen wir im 17. und 18. Jahrhundert auch Jesuitenpatres aus Böhmen und Mähren finden. Sie waren nicht zahlreich, denn im Gegensatz zu den der Spanischen Krone unterstehenden Nachbargebieten Lateinamerikas finden wir in Brasilien nur wenige Jesuiten aus Mitteleuropa, da die Portugiesen allen spanischen Untertanen mit großem Mißtrauen begegneten.

Nur die eingeheirateten portugiesischen Königinnen habsburgischen Geblüts konnten solche Ausnahmebestimmungen erwirken. Eine solche Ausnahmebestimmung brachte 1663, also genau vor 350 Jahren mit dem Olmützer Valentin Stansel den ersten Böhmen nach Südamerika, dem zu Stansels Lebzeiten noch Johann Gintzel aus Komotau folgte. Es sind zwei Persönlichkeiten, deren reiches Lebenswerk mit einer Vielzahl hinterlassener Schriften noch einer Bearbeitung und ausführlichen Würdigung harret.

## **Valentin Stansel aus Olmütz**

Valentin Stansel ist der erste sudetendeutsche Jesuit in Amerika überhaupt. Er wurde 1621 in der alten mährischen Hauptstadt geboren und als 16jähriger am 1. Oktober 1637 in die Gesellschaft Jesu aufgenommen. Nach zwei Noviziatsjahren in Brünn studierte er 1640 bis 1642 in Prag Philosophie, war dann einige Zeit Lehrer am dortigen Jesuitengymnasium und beendete 1650 sein theologisches Studium. 1654 finden wir ihn wieder in seiner Heimatstadt als Lehrer der Mathematik, doch schon 1656 wird er für die Mission in China bestimmt. Um sich darauf in jeder Beziehung vorzubereiten, schickten ihn die Ordensoberen nach Portugal, wo er kurze Zeit auch Professor der Astronomie in Evora war. Leider fand sich keine Gelegenheit, ins ferne China zu gelangen, so daß er 1663 nach Brasilien abgesandt wurde. Dort lebte er im Jesuitenkolleg in San Salvador (Bahia), lehrte Moraltheologie und widmete sich intensiv astronomischen Studien.

Schon in Lissabon hatte er seinen Namen naturalisieren lassen müssen und wurde jetzt als „Estancel de Castro“ geführt. Wie geschätzt er im Orden war, zeigt die Tatsache, daß er 1694 auch Rektor des Kollegs in Bahia wurde. Der Kontakt mit der Heimat riss nicht ab, denn einige seiner Werke zu Astronomie, vor allem seine Beobachtungen über die Kometen im Jahre 1664 und 1665 verlegte er in Europa, so z. B. *Legatus Uranicus ex Orbo novo in veterem i. e. observationes americanae*

*Cometae*. 1683 in Prag. Die Liste seiner Werke ist lang und reicht von einer 1653 in Prag gedruckten *Dioptra geodaetica* und *Propositiones selenographicae seu de Luna* (Olmütz 1655) bis zu Werken im hohen Alter, die in Evora und Gent erschienen. Stansel, von dem es in den Ordensunterlagen heißt „natione Germanus, gente Moravus“, starb am 18. Dezember 1705. Er hinterließ auch eine Reihe ungedruckter Werke, die zum Teil in vorigen Jahrhundert in Brasilien im Druck erschienen sind, zum Teil aber noch in römischen und brasilianischen Archiven liegen.

Sein Landsmann Johann Gintzel erwähnt in einem Brief aus Bahia, daß Stansel bisher nie in seine Heimat geschrieben habe. Er tat dies aber mehrfach nach Rom, wo eine Vielzahl seiner Briefe erhalten sind. So befinden sich im Römischen Zentralarchiv der Jesuiten einige Briefe an den Ordensgeneral.

Neben diesen Briefen sind Stansels Briefe an den berühmten Gelehrten Athanasius Kircher zu nennen, die sich in dem immensen Corpus der Kircher-Korrespondenz im Archiv der römischen Gregoriana befinden und auf deren Missionalia der Missionswissenschaftler Josef Wicki aufmerksam gemacht hat.

### **Johann Gintzel aus Komotau**

Johann Gintzel ist am 8. Oktober 1660 in Komotau geboren und trat am 14. Oktober 1676 in die Gesellschaft Jesu ein. 1677/78 finden wir ihn im Noviziat in Brünn, 1679 bis 1681 beim Philosophiestudium in Olmütz. 1682 bis 1685 unterrichtete er am Kolleg in Iglau, 1686 in Glogau. 1687 bis 1690 studierte er Theologie in Prag und ging nach dem Terziat in Teltsch in die Mission. Nach längerem Aufenthalt in Portugal konnte er im Frühjahr 1694 in Lissabon in See gehen und kam am 19. Mai des Jahres in Bahia an. Von hier schreibt er nach Prag: „Als ich gleich nach meiner Ankunfft dem Ehrwürdigen Patri Vice-Provinciali sowohl meine als seine Patenten / Krafft welcher er von unserm Patre Generali als würcklicher Provincial dieser Brasilianischen Provinz vorgesetzt wird / überreichte / hab ich zu gleicher Zeit von ihm vernommen / daß ich als Missionarius bey denen Tapuyos, so an dem Fluß des Heil. Francisci / ligen, stehen werde, welches eine der weit=entlegnesten / ärmesten und arbeitsamsten Missionen ist; weil sie nemlich sieben Dorffschafften (der er die zwo äusserste zwanzig Meil voneinander entfernet seynd) zugleich vorstehet / auch allda nichts wächst / so zu Erhaltung des menschlichen Lebens erfordert wird. Nächst-künfftige Wochen wird ich mit meinem desselben Orts Superiore, der mich abzuholen hierher kommen ist / dahin reisen / aber nicht ehender anlangen / bis wir nicht hundert und sechzig Stund Wegs werden zurück gelegt haben. Gott verleihe mir seine Gnad / damit sein heiliger Willen an mir gänzlich erfül-

let werde. Mein Amts-Gefährte und größter Trost wird allort seyn P. Philippus Chourol ein zu Cöln am Rhein gebohrner Jesuiter“:

Vor der Abreise in das Missionsgebiet nahm er an der Provinzialkongregation der Jesuiten teil, bei der er das jüngste Mitglied, sein Mitbruder Valentin Stansel aus der böhmischen Provinz der älteste Teilnehmer war. Frühere Autoren haben keine Angaben über die Art von Gintzels Tätigkeit in Brasilien. Aus einem Brief vom 7. September 1720 aus Lissabon wissen wir von einer Europareise, bei der er dem König einige Missionsangelegenheiten vortrug und „auch bey Ihro Majestät der Königin, bei dem Cardinal und denen vornehmsten Ministris ich würcklich Audientz gehabt und meine Angelegenheiten so gut angebracht hab / daß ich meines Geschäftts einen glücklichen Ausgang hoffe. Vielleicht wird ich Ihro Königliche Majestät um die Erlaubniß bitten etwelche Priester nebst einem Bruder Apotheker aus der Böhmischen Provintz mit mir nach Brasilien zu führen / und mit ihnen gesamter Hand diejenigen etliche tausend Indianer aufzusuchen / welche schon über hundert Jahr ohne einige Gemeinschaft mit denen Europaeern sich in dem Gebürg dergestalt gehutsamlich aufhalten / daß / so offt sie sich aus solchem heraus wagen / sie über Leitern herab und wieder hinauf steigen / auch diese / damit ihnen niemand nachfolgen möge hinter sich aufziehen. Ein dermassen wildes Volck zu bekehren werden nicht allein behertzte / sondern auch mit einem Apostolischen Eifer gantz entzündete Männer erfordert / zu welchen ich in meinen alten Tagen mich gern gesellen will“.

Neben Johann Gintzel hat Komotau im 17. und 18. Jahrhundert dem Jesuitenorden eine Reihe anderer hervorragender Männer geschenkt. In Chile wirkten bis zur Ausweisung des Ordens Johann Nepomuk Erlacher, Josef Seitz und Johann Scheibner, in Mexiko Ignaz Tirsch. In dem spanischen Vizekönigreich Neugranada und der gleichnamigen Ordensprovinz der Jesuiten finden wir einen weiteren Komotauer, der zu den interessantesten Persönlichkeiten und den böhmischen Jesuitenmissionaren jener Zeit gehört: Michael Alexius Schabel.

Als im 19. Jahrhundert Brasilien nach seiner Unabhängigkeit von Portugal ein Kaiserreich war, kam die Habsburgerprinzessin Leopoldine als Frau des Kaisers Pedro II. nach Brasilien.

Nach ihr ist die Leopoldinen-Stiftung benannt, der älteste Missionsverein in Mitteleuropa, der bis zum Ersten Weltkrieg segensreich der Kirche in der Neuen Welt half.

# Evangelische Kirche und Vertreibung

Am 5. August jährte sich wieder der Tag, an dem 1950 in Stuttgart die Charta der Vertriebenen unterzeichnet wurde. Ihren christlichen Geist haben wir oft betont. Hier soll daran erinnert werden, was die evangelischen Kirchen des deutschen Ostens zur Bewältigung der Tragödie der Vertreibung geleistet haben.

Als der schwedische lutherische Erzbischof Nathan Söderblom auf der Weltkirchenkonferenz 1925 in Stockholm auch das Thema *Die Pflicht des Christen gegen Volk und Staat* in die Diskussionen und Beratungen dieser großen ökumenischen Konferenz aufnahm, gewann er den damaligen Posener Superintendenten Paul Blau, der damals ausführte:

„Ein Christ gehört einem Volke an durch die Landschaft, in der er lebt, die Sprache, die er spricht, die Art, die er an sich trägt. Aber die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volkstum ist ihm nicht Zufall. Er sieht darin Gottes Führung, Gottes Willen, Gottes Gabe. Darum sind Treue gegen Heimat, Liebe zum eigenen Volkstum, Pflege seiner geistigen Kultur, Gebrauch der Muttersprache auch einem Christen heilig.“

In eine Entschließung der dritten Kommission dieser Weltkonferenz gingen Blaus Gedanken ein, denn es hieß damals: „Die Kirche betrachtet es als eine internationale alle Staaten bindende Verpflichtung, die Rechte der nationalen, religiösen und rassischen Minoritäten zu schützen. Sie sieht in ihnen Brüder in Not, die einer mitfühlenden Hilfe bedürfen und betont, dass die Kirchen selbst die Verpflichtung haben, für die in ihren Ländern jeweils vorhandenen Minoritäten als Beschützer und Anwälte aufzutreten“.

Die Ausführungen Blaus machen deutlich, wie sehr die evangelischen Kirchen im Osten auch ihrem Volkstum verbunden waren. Dies zeigte sich auch beim Schicksal der Vertreibung.

## Heimatkirchliches Erbe

Noch mehr als die katholischen Vertriebenen haben die protestantischen Gläubigen des deutschen Ostens gelitten. Die Katholiken konnten sich an ihre Kirche als Weltkirche klammern, die supranational und länderübergreifend ist. Die evangelischen Kirchen dagegen sind Landeskirchen, die im Osten „zum Teil ganz ausgelöscht wurden, zum Teil nur noch in kaum lebensfähigen Resten weiter bestehen und nur zum Teil noch genug Kraft haben, um ein eindrucksvolles Leben zu entfalten“, stellte Pfarrer Friedrich Spiegel-Schmidt schon 1957 fest: „Mit den evangelischen Kirchen des Ostens ... ging das Gefäß des Glaubenslebens ihrer Glieder verloren.“



In der Tat brachten Umsiedlung und Vertreibung im Osten Verluste für den Protestantismus, wie sie dieser seit der Gegenreformation nicht gekannt hatte. Von Niederschlesien bis zur Memel verschwand die evangelische Mehrheitsbevölkerung der deutschen Ostgebiete hinter Oder und Neiße, aber auch die teils volksgemeinschaftlich, teils stärker pietistisch geprägten Diasporagruppen in den Nachbarländern Deutschlands. Jede Kirche des Ostens entließ ihre Glieder mit einem besonderen Erbe, das Herbert Krimm 1949 in dem Sammelband *Das Antlitz der Vertriebenen. Schicksal und Wesen der Flüchtlingsgruppen* darstellte. Hier kann auf diese Vielfalt nicht eingegangen werden, aber es sei an das weltoffene nüchterne Luthertum der Deutschbalten erinnert, an die besondere kirchliche Prägung der Gliedkirchen der Altpreußischen Union, in der man sich evangelisch fühlte, aber nicht immer konfessionell eng lutherisch. Die Schlesier standen zwischen österreichisch-katholischer und preußisch-protestantischer Tradition, in Posen-Westpreußen war man national-deutsch geprägt durch die Abgrenzung zum Polentum, das katholisch war. Auch die meisten südostdeutschen Gemeinden des alten Ungarns der Stephankrone in Ungarn, Jugoslawien und Rumänien erlebten diese nationalen Spannungen und bildeten evangelische Kirchen nach Volkstumszugehörigkeit. Pietistische Gruppen waren stark in Wolhynien, Bessarabien und im Schwarzmeergebiet vertreten, wo nach dem Ersten Weltkrieg bereits der kommunistische Kirchenkampf gewütet hatte.

Die späteren Mitgliedskirchen und Gruppen des Konvents der zerstreuten Ostkirchen zeigen diese Vielfalt. Es waren dies folgende evangelische Gemeinschaften aus dem deutschen Osten:

- Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen
- Hilfskomitee der evangelischen Deutschen aus Ostpreußen
- Gemeinschaft Evangelischer aus Danzig-Westpreußen
- Konvent Evangelischer Gemeinden aus Pommern
- Gemeinschaft evangelischer Schlesier
- Gemeinschaft evangelischer Posener
- Hilfskomitee der Galiziendeutschen A. und H.B
- Hilfskomitee der evangelischen Deutschen aus Litauen
- Deutsch-Baltischer Kirchlicher Dienst
- Kirchliche Gemeinschaft der Evangelisch-Lutherischen Deutschen aus Russland
- Gemeinschaft evangelischer Sudetendeutscher
- Hilfskomitee für die evangelisch-lutherischen Slowakeideutschen
- Hilfskomitee der evangelischen Deutschen aus Ungarn
- Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen und der evangelischen Banater Schwaben im Diakonischen Werk der EKD
- Hilfskomitee der Umsiedler aus der Bukowina

- Hilfskomitee der Evangelisch-lutherischen Kirche aus Bessarabien
- Hilfskomitee für die ehemaligen ostbrandenburgischen Kirchengemeinden
- Hilfskomitee der evangelisch-lutherischen Deutschen aus Polen
- Hilfskomitee für die evangelische Landeskirche aus Jugoslawien.

## **Veränderung der alten Konfessionszonen**

Nach ganz Deutschland brachten die Vertriebenen eine völlige Veränderung der alten Konfessionsstruktur, wie sie seit der Reformation und Gegenreformation mit nur wenigen Veränderungen durch Wandlungen während der Industrialisierung im 19. Jahrhundert bestanden hatte.

1939 gab es im Gebiet der Bundesrepublik noch 94 Landkreise, in denen der Anteil der Hauptkonfessionen mehr als 95% betrug. 1950 waren es nur noch acht, wobei sieben dieser Kreise in Rheinland-Pfalz lagen, wo die Franzosen in ihrer Besatzungszone keine Vertriebenen aufgenommen hatten. Dieser Einbruch in die seit der Reformationszeit entstandenen Konfessionszonen löste die 400 Jahre weitgehend erhaltene konfessionelle Homogenität auf und verhalf einer praktischen Ökumene zum Durchbruch. Auch nach 1950 kam es durch die neue Binnenwanderung zwischen den Bundesländern und durch die Zuwanderung aus der DDR bzw. der Sowjetischen Besatzungszone zu neuen Verschiebungen in den konfessionellen Verhältnissen.

## **Kirche, Umsiedler, Flüchtlinge**

Gefordert war die evangelische Kirche bereits bei der Umsiedlung deutscher Volksgruppen seit 1939 aus dem Baltikum und 1940 aus Wolhynien und Bessarabien, 1941 auch aus Litauen, das 1939 noch nicht wie Estland und Lettland in die Umsiedlung einbezogen war. Die Gemeinden glaubten zunächst noch, bei ihrer Ansiedlung im Warthegau ihre kirchliche Eigenständigkeit weiterführen zu können. Wie brutal damals die Nationalsozialisten die Bande der Gläubigen mit ihrer Kirche zu zerreißen versuchten und wie sehr sie die Kirchentreu der Umgesiedelten unterschätzt hatten, verdient eine eigene Darstellung. In einem Bericht an den Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin vom 5. März 1940 stellt Generalsuperintendent Blau fest: „Der ganze Osten bringt den regesten Sinn für Kirche, Wort Gottes, Festhalten an Kirche, Gottesdienst und gottesdienstliche Bräuche mit sich“. Nicht nur bei der Ansiedlung im Warthegau, auch in den Übergangslagern arbeitete die Kirche und rüstete sich ungewollt für die kommende Katastrophe. Sie war dann bei der Evakuierung und

Flucht in den Trecks präsent, denn auch Amtsträger und Kirchmänner waren vom Schicksal ihrer Herde betroffen. Wo Pfarrer eingezogen oder gefallen waren, traten Pfarrfrauen, Diakonissen und Laienhelfer an ihre Stelle. Was sie an Großem leisteten, sollte als Heldentat praktischer Nächstenliebe in die Kirchengeschichtsbücher eingehen. In ungeheizten Viehwaggons, in Massenunterkünften und Lagern wurde gebetet, wurden Choräle gesungen, aber auch das Abendmahl gefeiert, wenn ein Pfarrer dabei war.

*Hat uns das Leben die Heimat geraubt,  
Christus ist Heimat für jeden der glaubt*

dichtete damals eine Jugendhelferin und übte die Verse als Kanon ein. Nicht vergessen seien auch die wenigen Pfarrer, Pfarrfrauen und Diakonissen, die in der alten Heimat bleiben konnten oder mussten und sich ohne Kirchenbehörde in bitterer Not unter ungeheuerlichen Schwierigkeiten und Strapazen seelsorglich um die verbliebenen Deutschen bemühten. In seinem Beitrag *Religiöse Wandlungen und Probleme im evangelischen Bereich* im dritten Band der Dokumentation *Die Vertriebenen in Westdeutschland* bringt Pfarrer Friedrich Spiegel-Schmidt in den Kapiteln *Die Kirche der sterbenden Gemeinden* und *Die Gemeinden hinter Stacheldraht* erschütternde Fakten aus den Gebieten jenseits von Oder und Neisse und den Nachbartaaten.

## **Eingliederungsmaßnahmen**

Erst durch die sich nach der Vertreibung bei den Kirchenleitungen im Westen meldenden Ost-Pfarrer gingen manchen Kirchenbehörden der Landeskirchen die Probleme und die Not auf, die es zu bewältigen gab. Die „Ostpfarer“ wurden nun in die Landeskirchen eingegliedert, die Versorgungslasten für die Arbeitsunfähigen und Pfarrerwitwen übernommen. Es wurden nicht nur neue Gemeinden gegründet, sondern es entstanden auch neue Kirchenwesen wie im katholischen Südbayern, wohin 400 000 evangelische Vertriebene gekommen waren, aber auch das Rheinland, Westfalen und Süddoldeburg erfuhren ähnliche Veränderungen. Bei der Gründung neuer Gemeinden stand Bayern an der Spitze (113), gefolgt von Hannover (73) und dem Rheinland (45).

Vertriebenenlager brauchten Jahre hindurch eigene Seelsorger. Lutherische Gemeinden, Reformierte und Unierte näherten sich an und stellten teilweise bisher unbestrittene Grundsätze des Kirchenrechtes in der Diskussion um die Abendmahlsgemeinschaft in Frage. Wie rasch es zur Integration in bestehenden Gemeinden kam, zeigt die hohe Zahl von Kirchenvorstehern, die aus den einzelnen Vertreibungsgebieten kamen und wofür uns die Zahlen für 1955 vorliegen. In der Landeskirche Eutin waren 37,4 Prozent der Gemein-

demitglieder Vertriebene, die immerhin 19,9 Prozent der Kirchenvorsteher stellten. Ähnliche hohe Zahlen finden wir in den Landeskirchen Lübeck, Oldenburg, Hannover, Braunschweig und Bayern.

Schon im Juli 1946 traten Vertreter der vertriebenen Ostkirchen in Frankfurt/M. zusammen, um über das Weiterbestehen ihrer Gemeinschaften zu beraten. Später entstanden daraus der Konvent der zerstreuten Ostkirchen und der Ostkirchenausschuss.

### **Hilfe in der Vertriebenennot**

„Die Christenheit in Deutschland ist zur Selbsthilfe herausgefordert“, schrieb bereits am 1. August 1945 Landesbischof Wurm. „Es geht um unsere eigenen Brüder und Schwestern“. Einen Monat später rief die Kirchenversammlung in Treysa auf Vorschlag von Eugen Gerstenmaier das Evangelische Hilfswerk ins Leben, das aufrief, die Gemeinden müssten den Dienst der Nächstenliebe in ihre Hände nehmen. Dies geschah durch enge Zusammenarbeit beider großer Konfessionen, die gemeinsam den Suchdienst und die Heimatortskartei aufbauten.

Aus dem Ausland kam Hilfe der weltweiten Ökumene, was in Deutschland einen konkreten Begriff praktischer Ökumene in den Herzen der Gläubigen wachsen ließ. So konnte Pfarrer Dr. Freudenberg schreiben: „Der Flüchtling ist der von Gott gesandte Schrittmacher ökumenischen Bewusstseins und weltweiter christlicher Bruderschaft.“ Über öffentliche Worte evangelischer Kirchenleitungen zum Unrecht der Vertreibung soll an anderer Stelle informiert werden, um zu sehen, wie Diakonie und Seelsorgearbeit bestrebt waren, den Menschen zur Seite zu stehen. Noch vor der Fertigstellung des auch angefeindeten Lastenausgleichsgesetzes stellte der Ostkirchenausschuss allen Pfarrämtern eine Schrift zur Verfügung, um mögliche Spannungen in den Kirchengemeinden zu verringern.

*Rudolf Grulich*

Bitte unterstützen Sie die Arbeit  
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!  
Nur so können wir unsere Arbeit weiterführen und  
das religiöse Erbe unserer Heimat an die nächste  
Generation weitergeben.

# Abschub, Emigration, Weggang

## Texte in Kirchenlatein zur Vertreibung

Im Nachlass des 2005 verstorbenen letzten deutschen Pfarrers von Ottenreuth (Otin) im Egerland und des damals ältesten sudeten-deutschen Priesters finden wir eine Reihe lateinischer Briefe, die uns über die Vertreibung von Geistlichen im Egerland Auskunft geben. Pfarrer Alois Tille wurde 1901 im nordböhmischen Niemes geboren und konnte 2004 noch den 80. Jahrestag seiner Priesterweihe erleben, die er 1924 im Prager St. Veitsdom erhalten hatte. Seine Gymnasialzeit hatte er im erzbischöflichen Konvikt in Mies verbracht, seine Studien in Prag absolviert. Nach seiner Primiz in der Dekanalkirche in Plan war er Kaplan in Schönbach bei Eger, von wo aus er auch die Pfarrorte Absroth, Dürngrün, Ermesgrün und Watzkenreuth betreuen musste. 1930 wurde er Pfarradministrator in Buchau im Bezirk Luditz. Hier gehörten auch die Orte Deutsch Kilmes, Lang-Lamnitz, Neuhof, und Taschwitz zu seiner Pfarrei. Er blieb auch Pfarrverwalter in Buchau, als ihn der Prager Erzbischof Kardinal Karl Kašpar 1932 zum Pfarrer in Ottenreuth ernannte. 1938 kam die Pfarrverwaltung in Hohenzettlich und 1941 in Plan zu seinem Aufgabengebiet. 1943 folgten die Ernennung zum Erzbischöflichen Notar und die Übertragung der Aufgabe des Vikariatsekretärs in Plan. Wie unsere älteren Landsleute noch wissen, war in der alten Heimat der Titel Vikär der Titel des Dekans und das Vikariat das Dekanat bzw. die Dechantei. Vikariatssekretär des Dekanates Plan blieb Tille bis zu seiner Vertreibung 1946. Über die Kriegszeit und die Monate bis zum „Abschub“ liegt uns ein handschriftlicher Bericht von Tille vor, der 2004 veröffentlicht wurde, als Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl zum 80-jährigen Priesterjubiläum Tilles ein Taschenbuch *80 Jahre im Weinberg des Herrn* herausgab:

„Deo gratias! Der Krieg war beendet. Die wenigsten aber ahnten, dass nun schlimmere Zeiten kommen sollten.“, lesen wir in den Aufzeichnungen. Tille berichtet über Hausdurchsuchungen, Raub von Schmuck und Uhren und dass die Lage noch schlimmer wurde, als die Amerikaner aus dem Egerland abzogen. „Bei manchen Ausschreitungen der Tschechen gegenüber der deutschen Bevölkerung hatten die Militärgouverneure der Amerikaner eingegriffen“, aber dann kamen die ersten *správcí*, tschechische Kommissare. Am 28. Januar 1946 begann in Ottenreuth die Aussiedlung der deutschen Bevölkerung, die Ende August abgeschlossen war. Wir zitieren aus dieser Zeit: „Am 25.2. nahmen Gendarmerie, Geheime Staatspolizei und tschechische Kommunisten aus dem Ort im Pfarrhause eine gründliche Hausdurchsuchung vor, nach der die Beute kistenweise – Ei-

gentums des Pfarrers und seiner Angehörigen – abgeschleppt wurde. Dabei verschwand auch die versilberte Taufgarnitur. ... Am nächsten Tag erschien wieder die Gendarmerie zur Durchsuchung der Kirche unter dem gewöhnlichen Vorwand, es seien Waffen versteckt. Die Durchsuchung blieb erfolglos, weil eben nichts da war.“

Bis zur Ausweisung nahm Tille die Aufgaben eines Vikariatssekretärs wahr und betreute die immer weniger werdenden deutschen Priester. So schrieb er zum Beispiel am 10. August 1946 noch an seine deutschen Mitbrüder des „Planer fürsterzbischöflichen Vikariatsamtes“ zur bevorstehenden Aussiedlung: „Ein Anschluss an einen Antifaschistentransport ist nicht möglich. Eine Gefahr der Aussiedlung in die russische Zone besteht nicht, da die Priester nicht zum Odsun gestellt werden, sondern freiwillig – mit vorher einzuholender Bewilligung des hochwürdigsten Kapitular-Konsistoriums – aussiedeln. Also kann mit der Aussiedlung bis nächsten Monat zugewartet werden. Wenn auch die Sammellager des Planer Bezirkes bis dahin aufgelassen sein dürften, so kann der Abtransport von einem der Sammellager der Nachbarbezirke erfolgen/u.zw. in die amerikanische Zone./ Solange aber die Sammellager in St. Anna und Kутtenplan bestehen, dürfte die Aufnahme in ein anderes Lager kaum zu erreichen sein.“

Im Juli hatte Tille noch die monatliche Priesterkonferenz des Dekanats abgehalten, an der die deutschen Priester teilnahmen. In ihrem Namen bat Tille das Konsistorium in lateinischer Sprache um Zusendung des Textes eines Erlass B 300-3825-46 des Prager Innenministeriums vom 27. Mai 1946 „Erleichterung für manche Personen deutscher Nationalität“ (Úlevy pro některé osoby německé národnosti). Jeder Briefwechsel mit der Erzdiözese wurde damals noch lateinisch geführt, ein gutes Sprachbeispiel für lebendiges Neolatein in allen Lebenslagen, auch bei Problemen vor der Vertreibung, die in den lateinischen Texten entweder mit dem tschechischen Wort Odsun (Abschub) oder lateinisch als *discessus* (Abgang) bezeichnet wird.

Am 18. August schreibt Tille nach Prag, er sei „als Pfarrer des Ortes Otín und zugleich Vikariatssekretär von Plan durch die bürgerlichen Gesetzen zum Exil bestimmt“ (*legibus civilibus ad exsilium destinatus*) und erbitte deshalb „die nach dem Kirchenrecht nötige Erlaubnis des Hochwürdigsten Ordinarius zum Abgang“.

Außerdem fragt er auf Lateinisch an, ob es erlaubt sei, falls beim Abgang des deutschen Priesters kein anderer Priester da wäre, dass auch zivile Autoritäten die Schlüssel von Kirche und Pfarrhaus entgegennähmen. Es möge dem Unterzeichner auch gnädig geantwortet werden, wem er die Aufgabe des Planer Vikariatssekretärs (mit Siegeln, Büchern, Schriften) übergeben solle. In diesen Tagen meldet Tille regelmäßig, welche Priester des Dekanats ausgesiedelt wurden und ins Sammellager kamen wie zum Beispiel Msgr. Andreas Hauser,

der pensionierte Katechet Wenzel Hornsteiner oder Pfarrer Alfred Groß. Man muss sich als Lateiner den Originaltext kopfschüttelnd auf der Zunge zergehen lassen, um zu wissen, dass das Wörterbuch des Unmenschen auch in der heiligen Sprache der Kirche vorliegt: *In locum, ubi in Germaniam exsulatum abituri congregantur, abierunt A.R. Domini ...* (An die Stelle, wo sich die zum Exil nach Deutschland Bestimmten sammeln, sind abgereist die hochw. Herren...)

Am 23. August erhielt Pfarrer Tille Antwort vom „Fürsterzbischöflichen Konsistorium in Prag IV“ mit dem Hinweis, dass toleriert werden kann, die Schlüssel von Kirche und Pfarrhaus, falls kein tschechischer Priester in der Nähe wäre, auch der Zivilgewalt zu übergeben, die aber die Schlüssel nur einem vom Konsistorium geschickten Priester weiterzugeben habe.

Am 28. August schreibt Dr. Jaroslav Kulač, der Kanzler des Konsistoriums in Prag, dass Tille „seinem Willen entsprechend nach Deutschland emigrieren könne.“ Er dankt Tille in einem einzigen Satz für seine in der Seelsorge der Erzdiözese Prag geleistete apostolischen Arbeit und bittet Gott um reichsten Segen für Tille und dass er ihn vor allem Bösen bewahre. Die Vertreibung scheint für die geistlichen Herren in Prag nichts Böses gewesen zu sein.

Die gleiche Sprachregelung findet sich auch in ersten Nachkriegsverzeichnissen der Priester und Pfarreien in den böhmischen und mährischen Diözesen. Die Erzdiözese Prag bringt in ihrem Schematismus, der 1948 noch lateinisch unter dem Titel *Catalogus Cleri* erschien, ein Kapitel *Ausgewanderte Priester deutscher Nation (sacerdotes nationis germanicae emigrati)*.

Beim Verzeichnis der Ordenspriester werden die Ordensleute der einzelnen Orden noch beim Kloster genannt, aber mit Hinweisen wie „weilt in Deutschland“ (*degit in Germania, degit in Bavaria*), wie es zum Beispiel beim Orden der Kreuzherren heißt. Das fast rein deutsche Stift Tepl wurde 1946 praktisch komplett ausgesiedelt. Im Schematismus werden aber nur einige tschechische Priester genannt, die 1946 aus tschechischen Klöstern kamen, um das Kloster weiterzuführen. Es gab damals nach dem Krieg eine wenig bekannte Vereinbarung zwischen dem Ordensgeneral der Prämonstratenser in Rom, dem deutschen Abt Petrus Möhler in Tepl und dem neuen tschechischen Administrator, dass nach der Vertreibung *zwei* Klöster (Kanonien im Sprachgebrauch des Ordens) in Deutschland und in Böhmen unter dem Namen Tepl weiterbestehen sollten: die *Canonia Teplena* in Deutschland und die *Canonia Teplensis* in Tepl. Wie man sieht, konnte man mit dem lateinischen Adjektiv beide Stifte unterscheiden. Falls sich die Zeiten ändern sollten, wollte man beide Kanonien wiedervereinigen. Das ist aber 1990 nach der Wende nicht geschehen! Das deutsche Stift Tepl ist heute verschwunden, auch wenn eine von

Deutschland erfolgte Kloster-Gründung in Indien den verstorbenen P. Norbert Schlegel als letzten Pater des Stiftes Tepl noch bis zu seinem Tode aufführte.

Auch im Erzbistum Olmütz erschien 1946 noch ein lateinischer Schematismus, in dem wie üblich auch die Priester genannt werden, die sich außerhalb der Diözese aufhalten. Hier erscheinen in einem eigenen Abschnitt auch die „zurückgeschafften“ (*remoti*) deutschen Priester mit Hinweis auf ihre frühere Seelsorgestelle. Von den Priestern des Deutschen Ordens werden nur noch zwei genannt und es wird dazu erklärt, dass „alle Priester dieses Ordens, mit ganz wenigen Ausnahmen, zurückgeschafft sind oder noch zurückgeschafft werden müssen“ (*Omnes sac. huius ordinis, paucissimis exceptis, remoti vel removendi sunt*).

Immerhin hatte die Erzdiözese Olmütz wenigstens einen Priester beauftragt, die „Aussiedlung zu koordinieren“. Das geschah durch den letzten deutschen Domherren von Olmütz, Dr. Adalbert Tinz. Bis zur Vertreibung der Sudetendeutschen aus ihrer angestammten Heimat zählte das Erzbistum Olmütz unter seinen damals 1,76 Millionen Katholiken über 29 Prozent Deutsche. Von 1320 Weltpriestern waren im Jahre 1938 genau 260 Deutsche, von 152 Ordenspriestern etwa 60. Im Priesterseminar in Olmütz waren unter 260 Studenten 65 aus deutschen Familien. In den letzten Jahrzehnten vor der Vertreibung standen dem Erzbischof immer zwei Weihbischöfe zur Seite, von denen einer ein Deutscher war. Zuletzt war es der 1944 verstorbene Weihbischof Schinzel aus Kronsdorf. Da nach 1938 der Generalvikar in Branitz, Prälat Joseph Martin Nathan, neben dem im Deutschen Reich liegenden preußischen Anteil der Erzdiözese auch die durch das Münchner Abkommen an das Deutsche Reich gekommenen sudetendeutschen Teile der Erzdiözese verwaltete, hatte er 1943 die Bischofsweihe erhalten.

Bei der Vertreibung blieben 1946 zunächst eine ganze Reihe deutscher Priester im Erzbistum zurück, darunter auch Kanonikus Dr. Adalbert Tinz, der 1945 vom Erzbischof zum „Ordinariatsbeauftragten für die Fragen der Umsiedlung der deutschen Geistlichen der Erzdiözese“ ernannt worden war. Tinz wurde am 29. Februar 1892 in Spiegwitz im Kreis Mährisch Schönberg geboren und kam nach dem 5. Schuljahr aus der einklassigen Dorfschule in das fürstbischöfliche Knabenseminar und an das dortige deutsche Staatsgymnasium nach Kremsier. Nach der Matura studierte er in Olmütz Theologie und wurde am Fest der hl. Cyrill und Method, der Landespatrone Mährens, am 5. Juli 1915 zum Priester geweiht. Bis zu seiner Promotion wohnte er weiter im Priesterseminar und war als Adjunkt der Theologischen Fakultät Olmütz Lektor der Heiligen Schrift, ehe er Religionslehrer in Mährisch Schönberg und später Pfarrer in Zauchtel wurde.



In dieser Zeit machte er sich durch erfolgreiche Spendenaufrufe bei den Sammlungen für den Bau eines deutschen Knabenseminars in Freudenthal verdient. Dieses war notwendig geworden, weil das zweisprachige Knabenseminar in Kremsier 1919 in ein rein tschechisches umgewandelt worden war. Bald wurde Dr. Tinz an das erzbischöfliche Konsistorium berufen und war in Olmütz Prosynodalrichter beim Ehegericht, außerdem zuständig für das Freudenthaler Seminar und für die Kanoniker. Seit 1943 war er die rechte Hand des Branitzer Generalvikars und Weihbischofs Nathan.

Als Ordinariatsbeauftragter für die Fragen der Umsiedlung der deutschen Geistlichen besorgte er den deutschen Mitbrüdern nicht nur die notwendigen Papiere, sondern setzte es durch, dass auch die deutschen Namen der Pfarreien und die Namen aller vertriebenen Priester im Diözesanschematismus noch 1949 verzeichnet wurden. Im Todesfall veröffentlichte er ihre Namen auch in den Konsistorialmitteilungen. Diese Dinge waren damals leider keine Selbstverständlichkeit, wie die Praxis der anderen Bistümer Böhmens und Mährens im Verhalten gegenüber den deutschen Priestern nach 1945 beweist. Obwohl Tinz aus seiner deutschen Einstellung nie einen Hehl machte und er im Verein der deutschen katholischen Geistlichkeit der Erzdiözese Schriftführer gewesen war, durfte er bis zu seinem Tode 1959 in Olmütz bleiben. Damals war Erzbischof Matocha bereits unter Hausarrest und konnte nicht am Begräbnis teilnehmen. Tinz wollte keine Leichenreden und wollte auch nicht in der Kanonikergruft, sondern in seinem Elterngrab zur letzten Ruhe gebettet werden.

Aus der Zeit nach dem Krieg liegen uns einige Berichte über ihn und Schreiben von ihm vor. Sie zeigen, wie er versuchte, den deutschen Priestern zu helfen, wobei er selber mit seiner Ausweisung rechnete. So schrieb er am 6. Dezember 1946 an alle deutschen Priester im Erzbistum einen zweiseitigen Rundbrief, in dem er über die aktuelle Lage berichtete und über verstorbene Priester informierte. In diesem Brief führt er auch ein Verzeichnis aller noch in der Olmützer Erzdiözese verbliebenen deutschen Priester an, in das er sich auch aufnahm. Da manche von ihnen später ebenfalls nach Deutschland kamen und ihren Landsleuten dienten, seien sie hier genannt: „Balatka Georg, Dr. Blaschke Johann, Bubik Alfred, Cäsar Ludwig, Cermak Karl, Dopita Alois, Frömel Franz, Gehr Emil, Gretzer Ernst, Gröpel Josef, Haberhauer Raimund, Hantke Reinhard, Hübel Franz, Hudez Johann, Dr. Jaschek Robert, Präl. Klug Gustav, Knapp Heinrich, Kretschmer Adolf, Lang Theodor, Dr. Lantsch Johann, Lichtblau Josef, Meitner Theodor, Nowotny Stephan, Peterek Josef, Domvikar Richter Josef, Msgre Ripka Johann, Rosensprung Josef, Rottländer Kurt, Schenk Leopold, Schestag Franz, Schneider Franz, Schwammel Alois, P. Seidl Lambert, Seipel Gustav, Sperlik Wilhelm, Msgre Tannert Karl, Kan.

Dr. Tinz Adalbert, Urbisch Johann, Weigel Rudolf, Weintritt Rudolf, Willisch Johann, Zdražil Otto, Zolper Johann.“

Ein weiterer Rundbrief vom 17. Februar 1947 zeigt, dass er damals in enger Tuchfühlung mit den bereits ausgesiedelten Priestern stand, auch mit Bischof Maximilian Kaller in Königstein, dem der Papst am 24. Juni 1946 die Seelsorge für die ausgesiedelten Priester übertragen hatte. Tinz schreibt in diesem Brief auch „In Königstein bereiten sich seit November 1946 gegen 70 Priesterstudenten von den Aussiedlern auf die Reifeprüfung vor und am 1. 3. 1947 wird dort eine Theologische Lehranstalt errichtet werden. Auch eine Sammelstelle für Kleider und lebensnotwendige Dinge für Priester befindet sich dort.“

Die Kontakte zu seinen ausgesiedelten Mitbrüdern pflegte er bis zu seinem Tode 1959.

*Rudolf Grulich*

## Die Altkatholiken im Sudetenland

Nach der Volkszählung vom Jahre 1930 gab es in der damaligen Tschechoslowakei 22 712 Altkatholiken, die zum größten Teil Sudetendeutsche waren. Damals bekannten sich drei Millionen Deutsche in der ganzen Republik als katholisch und 159 000 als evangelisch. Davon lebten 2,1 Millionen Katholiken in Böhmen, 774 000 in Mähren-Schlesien. Deutsche Protestanten gab es in Böhmen 99 209, in Mähren-Schlesien 26 641. Bei den Altkatholiken wurden in Böhmen 16 644 Gläubige gezählt, in Mähren-Schlesien 4533, d.h. dass diese Zahlen der Altkatholiken niedriger waren als die der deutschen Juden in den böhmischen Ländern. Da aber die Altkatholische Kirche (oder Christkatholische Kirche, wie sie sich in der Schweiz nennt) auch in Deutschland und der Schweiz nur je rund 30 000 Gläubige zählt, erscheinen die Zahlen in Böhmen und Mähren in einem anderen Licht. Im alten Österreich der Donaumonarchie hatte die Altkatholische Kirche ihren Schwerpunkt, ja ihren Bischofssitz im Sudetenland im nordböhmischen Warnsdorf. Deshalb sei ein näherer Blick auf diese kirchliche Gemeinschaft gelenkt. In der Literatur über die Altkatholische Kirche werden die Altkatholiken des Sudetenlandes meist nur am Rande oder überhaupt nicht erwähnt.

Die Altkatholische Kirche entstand nach dem Jahre 1870, als einige Theologen das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes, das auf dem Ersten Vatikanischen Konzil verkündet wurde, nicht annehmen wollten. Erste Aktionskomitees gegen die Unfehlbarkeit des Paps-

tes und die „Neue“ Kirche entstanden in Österreich außer in Wien und Ried vor allem in Warnsdorf, wo Pfarrer Anton Nittel und der Industrielle Franz Richter führend waren und die Gemeinde bereits am 16. Oktober 1871 mit Pfarrer Nittel ihren ersten altkatholischen Gottesdienst feierte. Noch im selben Jahre begannen in Warnsdorf die Arbeiten zum Bau eines eigenen Gotteshauses. Von Warnsdorf ging auch auf Einladung der neuen „altkatholischen Kirchengemeinde“ der Gedanke zu einer „Ersten Konferenz sämtlicher österreichischer altkatholischer Gemeinden“ aus, die im Juni 1872 stattfand. Auf ihr wurde beschlossen, in Österreich, Deutschland und der Schweiz konform vorzugehen, was dann im September 1872 auf dem 2. Alt-katholischen Kongress in Köln erfolgte.

1877 erhielten die Gemeinden in Österreich staatliche Anerkennung und das Recht auf eigene Matrikenführung. 1881 wählten die Gemeinden auf einer Synode als Bistumsverweser Pfarrer Anton Nittel, der aber von der Regierung in Wien keine Anerkennung erhielt. 1888 hoffte man mit dem neugewählten Pfarrer Amand Czech staatliche Anerkennung zu finden. Eine Reihe von politischen Schwierigkeiten und die weiterhin ausbleibende Zustimmung Wiens zur Bischofsbestätigung brachte es mit sich, dass zwar dank freigiebiger Gemeindeglieder eigene Kirchen errichtet wurden, aber es zunächst zu keiner echten Diözesanstruktur kam. Durch einen Synodenbeschluss wurde 1896 der nicht besetzte Sitz des Bischofs von Wien nach Warnsdorf verlegt. Hier war im selben Jahr Pfarrer Nittel verstorben und Bistumsverweser Amand Czech sein Nachfolger geworden. Warnsdorf war damals die größte und spendenfreudigste altkatholische Gemeinde der Donaumonarchie. Hier hatten auch 1884 und 1888 Synoden stattgefunden. Von der Muttergemeinde Warnsdorf aus entstanden im Sudetengebiet neun weitere Gemeinden, davon zwei in Mähren. Die sieben böhmischen lagen (außer Prag) alle im Sudetenland.

Seit 1871 erschien in Warnsdorf die Zeitung „Abwehr“ zweimal wöchentlich als „Organ der Alt-katholiken“, ab 1904 zweimal monatlich die „Freie Kirchenstimmen“. 1887 brachte Pfarrer Czech ein Gebet- und Gesangbuch heraus, 1892 ein Andachtsbuch für die christliche Jugend. Bistumsverweser Czech war ein Tscheche und der Bruder des tschechischen Dichters Svatopluk Czech, nach dem in Prag eine Brücke benannt ist. Er hatte keine Schwierigkeiten im deutschen Warnsdorf, was auch von seinem ebenfalls tschechischen Nachfolger galt.

Im Gegensatz zu Deutschland und der Schweiz wurde bis zum Ersten Weltkrieg in Österreich keine eigene Lehranstalt für die altkatholische Priesterausbildung geschaffen, wie das in Bonn und Bern der Fall war; es konnte auch kein Bischof geweiht werden. Eine Reihe von Priestern ging damals aus Böhmen als Seelsorger nach Deutschland, wie der spätere Bischof Paschek, der als Pfarrer in Passau wirkte. Als

Stadtpfarrer der Altkatholiken in Konstanz war bis zu seinem Tode 1923 Wilhelm Schirmer tätig, der 1847 in Andrichau in Mähren geboren war. Ganz irenisch eingestellt war er ein feinsinniger religiöser Schriftsteller, der ein Dutzend Werke hinterließ.

Nach dem Ersten Weltkrieg teilten die neuen Grenzen die Gemeinden des nicht besetzten Bistums. Die bei Österreich verbliebenen Pfarreien bildeten nun eine eigene Diözese, ebenso die Gemeinden in der neuen Tschechoslowakischen Republik. Hier tagte im August 1921 in Warnsdorf eine Synode, bei deren Beratungen man endlich Hoffnung auf die Ernennung eines eigenen Bischofs hatte. Es sollte der langjährige Bistumsverweser Amand Czech sein, der 33 Jahre ohne Bischofsweihe an der Spitze der Kirche gestanden hatte. Doch der 1855 Geborene starb bereits am 1. Januar 1922. Eine neue Synode wählte dann Pfarrer Alois Paschek zum Bistumsverweser und 1924 in Gablonz zum Bischof. Die Weihe erhielt er am 14. September 1924 in Bern. Bischof Paschek, an den sich viele Warnsdorfer noch erinnern, wurde am 16. Juni 1869 in Böhmen geboren, machte in Budweis das Abitur und erhielt nach dem Studium in Graz 1894 die Priesterweihe. 1897 wurde er altkatholisch und war Seelsorger in Warnsdorf, Schönlinde und Passau, seit 1922 wieder in Warnsdorf.

Im Jahre seiner Bischofswahl hatte seine Diözese 24 000 Seelen mit zwölf aktiven Priestern. 2597 Schüler erhielten altkatholischen Religionsunterricht an 109 Unterrichtsstellen. Es gab 499 Taufen, 243 Beerdigungen, 278 Trauungen, 585 Eintritte und 235 Austritte. Es gelang Bischof Paschek, Kirchenchöre und kirchliche Vereine zu beleben. In Prag hoffte man damals, eine tschechische altkatholische Kirche etablieren zu können, doch die neue 1920 entstandene Tschechoslowakische Nationalkirche verzichtete auf die Apostolische Sukzession und die damit nicht einverstandenem ehemaligen katholischen Priester wandten sich nicht der altkatholischen, sondern der orthodoxen Kirche zu.

Über einen „Alt-Katholischen Hilfsverein in der Tschechoslowakischen Republik“ versuchte man in der Zwischenkriegszeit auch caritative Arbeit zu leisten. Gemeinden vor dem Krieg waren außer Warnsdorf in Gablonz, Tetschen, Arnsdorf, Schönlinde, Dessendorf, Rumburg, Morchenstern, Schwaz, Friedland a.d. Mohra, Mährisch-Schönberg, Rothwasser und Brünn, zu denen noch Filialgemeinden mit eigenen Kirchen kamen.

Nach der Abtretung des Sudetenlandes durch das Münchner Abkommen 1938 nannte sich das Bistum der Altkatholiken nun Bistum Warnsdorf. Die Vertreibung der Deutschen dezimierte die Altkatholische Kirche im wahrsten Sinne des Wortes. Bischof Paschek starb am 29. Juni 1946 in Warnsdorf. Seine Gläubigen kamen zum größten Teil nach Deutschland, wo sie sich in einigen altkatholischen Gemeinden

wie Frankfurt oder Wiesbaden integrierten und in Oberursel sogar eine Filialkirche bauten. Der langjährige Dozent und Regens am Seminar in Bonn, Kurt Persch, ist 1914 in Dauba geboren. Auch der früh verstorbene Professor Ernst Hammerschmidt, ein bekannter Orientalist und Äthiopist, war Altkatholik und stammte aus Marienbad.

Nach der Volkszählung von 1990 gab es nur noch 2725 Altkatholiken in der Tschechischen Republik, im Jahre 2000 war die Zahl auf über 4000 gestiegen. Nach den Problemen und Diskriminierungen, die alle Kirchen im Kommunismus zu erleiden hatten, haben sie heute mit Bischof Dusan Hajbal einen Oberhirten, der einen „Altkatholizismus mit menschlichem Antlitz“ vertreten will und kirchliche Arbeit mit Behinderten und Bedürftigen plant. Außer in Prag hat der Bischof Gemeinden in Dessendorf, Mährisch-Schönberg und Warnsdorf, aber auch in Tabor.

*Rudolf Grulich*

## **Die Juden in Prossnitz – einst, und was jetzt noch von ihnen übrig ist**

**B**esichtigt man die mährische Stadt Prossnitz zum ersten Mal, fällt es nicht auf, dass hier einmal eine große, ja die zweitgrößte jüdische Gemeinde Mährens ansässig war. Während der Studienfahrt des Instituts für Kirchengeschichte im Juli 2013 waren wir in dem schönen, nach Jugendstilart erbauten und eingerichteten Grand-Hotel untergebracht. Von Prossnitz aus hatten wir die besten Verbindungen zu all den Sehenswürdigkeiten in Mittelmähren, die in verschiedenen Heften dieser Mitteilungen von Professor Grulich beschrieben worden sind. Wir durften den wunderschön hergerichteten Stadtkern besichtigen und bewunderten die wie mit Tortenguss bemalten Häuserfassaden am Ringplatz. Läuft man ein Stück weiter trifft man auf ein herrschaftliches Gebäude, das Schloss von Prossnitz. Daneben an der alten Stadtmauer – wo heute ein Kino im Plattenbau steht – hat sie sich einmal befunden: die jüdische Siedlung. Wie groß und welche Einrichtungen darin integriert waren, lässt sich lediglich nachlesen und allenfalls vor dem geistigen Auge rekonstruieren. Aber welche Quellen können uns heute noch Auskunft über die Geschichte der Juden von Prossnitz geben?

Eine erste, relativ knappe Ausführung erhalten wir von Dr. Freimann, einem Rabbiner aus Posen. Aus diesem Abriss, der im Jahrbuch 1923 der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft in Frankfurt am



*Husserl-Gedenktafel am Rathaus  
in Prossnitz*

Main enthalten ist, erfahren wir, dass die erste jüdische Ansiedlung in Prossnitz im Jahre 1454 entstand, vermutlich handelte es sich um vertriebene Juden aus Olmütz. Später fanden dort auch Juden aus Wien eine neue Heimat. Dass das jüdische Leben von Vertreibungen und Wiederansiedlungen geprägt war, weiß man nicht nur von den mittelalterlichen jüdischen „SchUM“-Gemeinden, nämlich Speyer, Worms und Mainz in Westdeutsch-

land. Die Abkürzung „SchUM“ setzt sich aus den Anfangsbuchstaben der hebräischen Namen dieser Städte zusammen. Dabei ist „Sch“ die Abkürzung von Schpira (Speyer), „U“ von Warmaisa (Worms) und „M“ von Magenza (Mainz).

Zahlreiche jüdische Familien zieht es im 17. und 18. Jahrhundert aus Prossnitz hinaus. Ganze Kolonien werden in der Folgezeit in Schlesien und in Lieben bei Prag gegründet. Dennoch bleibt in Prossnitz eine große jüdische Gemeinde. Die Juden durften zwei Gässchen – wir kennen heute noch die „Judengassen“, auf die wir in manchen Städten treffen – an der eingangs erwähnten Stadtmauer bewohnen. Was macht oder machte aber eine jüdische Gemeinde aus und wie müssen wir uns das jüdische Prossnitz von einst vorstellen? Selbstverständlich ist dies von der Größe der Gemeinde abhängig. Von Dr. Leopold Goldschmied, der eine Geschichte zu den Juden in Prossnitz verfasst hat, erfahren wir, dass neben der Synagoge aus dem Jahre 1540, die dicht an der Stadtmauer lag, ein Betha Midrasch, auch als Jeschiwa bezeichnet, seinen Sitz in Prossnitz hatte, also eine jüdische Hochschule. „Herzstück“ der jüdischen Kultur ist die Heilige Sprache Hebräisch in Verbindung mit dem Tanach, der hebräischen Bibel. Die hebräische Bibel ist aber auch das Alte Testament für uns Christen. Im Beth Hamidrasch lehrten Rabbiner ihren Schülern die Weisungen der Tora und ihre Auslegungen und zeichneten sich durch Talmudgelehrtheit aus. Dass Prossnitz eine sehr bedeutende „Schule“ war, beweisen die zahlreichen Gelehrten und ihre Werke, die aus dem Prossnitzer Geistesleben hervorgegangen sind. Viele Kommentare und Auslegungen zu diversen Stellen der Tora und weitere Arbeiten in Bezug auf jüdisches Geistesgut fanden hier ihren Abschluss und ihre Perfektion.

Ging man Anfang des 20. Jahrhunderts durch das Judenviertel, hörte man noch die jiddische Sprache, sie war die Alltagssprache der „jüdischen Haushalte“ in den aschkenasischen Gemeinden. Als aschkenasisch wurden jene Juden bezeichnet, die vor allem in Ostmitteleuropa, also Polen, Litauen, Böhmen, Mähren, Ungarn und Rumänien eine Heimat gefunden hatten. Jiddisch wird zwar in hebräischen Lettern geschrieben, ist aber eine aus dem Mittelhochdeutschen hervorgegangene westgermanische Sprache. Die Sprache enthält zusätzlich hebräische, romanische und slawische Elemente.

Aber schauen und lesen wir weiter, inwiefern Prossnitz einst eines der jüdischen Zentren schlechthin in Mähren war. Hinsichtlich ihres geistigen Lebens war die Stadt nicht unbedeutend: Gerade im 17. und 18. Jahrhundert beschäftigten sich einige der dortigen Gelehrten intensiv mit der Kabbala, einer weiteren Tradition des Judentums, die sich ebenfalls der Auslegung von Stellen aus der hebräischen Bibel widmete. Jedoch versuchte man auf mystische Art und Weise die Stellen in der hebräischen Bibel zu erklären.

Ebenso hatten die Sabbatianer, eine weltweit geistige Bewegung um den Pseudo-Messias Sabbatai Zewi, in Prossnitz und im nahen Holleschau ihre Zentren. Zudem kommt Prossnitz große Bedeutung zu, da in der dortigen Synagoge im jüdischen Gottesdienst die erste deutschsprachige Predigt in Mähren gehalten wurde.

Prossnitz hatte also eine sehr lebendige und aktive große jüdische Gemeinde, wie wir sehen können, obwohl das damalige Viertel, das den Juden zugeteilt war, räumlich nicht sehr groß war. Die genannten „Schlaglichter“ stehen dabei lediglich als Vertreter für dieses blühende kulturelle Leben. Gewiss ist schon die Geschichte um den Sabbatianismus ein eigener Artikel wert und auch mit einzelnen Rabbinern und ihren Werken müsste man sich näher befassen.

Es ist schade, dass von der jüdischen Kultur in Prossnitz nicht viel geblieben ist. Gänsehaut überkommt einem noch dazu, wenn man vom Abbruch der Gebäude des ehemaligen Viertels nach dem Zweiten Weltkrieg erzählt bekommt.

Tröstlich ist es aber auch, vom Hotelbesitzer im Grand-Hotel zu hören, dass er von Professor Grulich ausgearbeitete Texte samt Bilder von bedeutenden deutschen und meist auch jüdischen Personen von Prossnitz am Eingang und in der ersten Etage des Hotels hat aufhängen lassen, darunter auch den Philosophen Edmund Husserl und seinen Bruder, den Dichter Heinrich Husserl. So kann sich der Gast in deutscher und tschechischer Sprache über mehr als ein Dutzend bedeutender Persönlichkeiten aus Prossnitz informieren. Also ist doch nicht alles vergessen!

*Julia Nagel*

# Auch sie gehörten zu Tachau

## Zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Tachau

Als Tachau 1929 die 600-Jahrfeier beging und eine Festschrift dazu herausbrachte, schrieb darin auch der Tachauer Bezirksrabbiner Dr. S. Margules über *Die Heimatliebe der Tachauer Juden*. Er hatte auch eine *Geschichte der Juden in Böhmen* verfasst und viele wertvolle Quellen erschlossen. Der Rabbiner schloss 1929 seinen Beitrag: „Die Tachauer Juden denken jederzeit liebevoll an die herrliche Heimat, unbeschadet der nationalen Wellen, die hie und da unsere Stadt zu überschwemmen versuchen.“ Mit biblischen Worten bezeugt er, es „beherzigen und bestätigen die Tachauer Juden die unauslöschliche Heimatliebe“. Das war 1929. Nur neun Jahre später zerstörte eine nationalistische Sintflut die alte Judengemeinde von Tachau. Die Synagoge wurde 1938 niedergebrannt, die jüdischen Mitbürger, die bis dahin noch nicht emigriert waren, wurden deportiert, nur wenige überlebten. Aus der Vielzahl von Nachrichten über die Juden in Tachau und Umgebung wollen wir Hinweise auf die jahrhundertealte Geschichte der jüdischen Gemeinde geben.

Als Oberkantor Josef Schön aus Tachau 1934 in dem Sammelwerk von Hugo Gold *Die Juden und die Judengemeinden Böhmens* das Kapitel *Geschichte der Juden in Tachau und Umgebung* verfasste, ging er davon aus, dass Tachau „getrost zu den ältesten Judensiedlungen Böhmens gezählt werden könne“. Schön hatte auch 1927 im Jüdischen Buch- und Kunstverlag in Brünn eine *Geschichte der Juden in Tachau* veröffentlicht. Er geht von „verbürgten Nachrichten“ aus, denen „zufolge sich schon im 11. Jahrhundert Juden angesiedelt haben“ und nennt den Rabbi Moses ben Chidaj aus Tachau, der als Verfasser eines theologischen Werkes *Owina Malkenu* im 13. Jahrhundert in Tachau gelebt hatte. Dem zufolge müsste in Tachau bereits früher, das heißt ein Jahrhundert zuvor, ein reguläres Gemeindeleben geherrscht haben. Dem ist aber 1967 von Bernhard Brillung in einem Beitrag der Zeitschrift *Judaica Bohemiae* des Staatlichen Jüdischen Museums in Prag widersprochen worden. Schön geht von einer hebräischen Namensnennung *Taku* aus und setzt das mit Tachau gleich, Brillung aber weist nach, dass die hebräischen Dokumente über Tachau nie Tachau mit dem hebräischen Buchstaben Taw, sondern mit anlautendem Teth geschrieben haben. Das zeigt, wie wichtig auch Hebräischkenntnisse für die Geschichte der vielen Judengemeinden in Böhmen und Mähren sind.



Erst 1550 haben wir mit dem Stadt- und Schlossurbar genaue Nachrichten. Das Urbar meldet, dass im Jahre 1552 fünf Judenfamilien den „Judenzins“ zahlen mussten und zwar die Familien von Matias Jud, Maier Kohn, Leb Jud, Schevel und Hans Priester. Hans Priester war der Judenpriester (Kohen, Kohn), also der Rabbi. Wenn eine Gemeinde sich einen Rabbi leisten konnte, muss die Gemeinde bereits größer gewesen sein, auch wenn nicht alle Juden besondere Steuern, den Judenzins zahlen mussten. Josef Schön schreibt 1934: „Im Vergleich zu anderen Judenansiedlungen waren die Juden in Tachau auf Rosen gebettet. Tachau ist eine der wenigen deutschen Städte, wo die Juden seit jeher unangefochten und friedlich leben konnten. Verfolgung, Mord, Plünderungen, Ausweisungen gab es in Tachau nicht.“ Auch das sollte sich wenige Jahre nach Schöns Worten ändern! Dass die Juden trotzdem von manchen Schikanen und Einschränkungen jener Zeit betroffen waren, Schutzgeld bezahlten und nur in der Judengasse wohnen konnten, war aber eine Tatsache.

Ursprünglich siedelten die Juden nur in der Tempelgasse. Die Urbare berichten von der steigenden Zahl der Judenhäuser, deren Rechtsverhältnis von der Stadt geregelt wurde. So heißt es in einer Instruktion der Stadt vom 12. Juni 1609: „Zwei in jedem Jahre gewählte Kirchenväter haben die Gemeinde anzuhalten, dass der Gottesdienst Abends und Morgens fleißig besucht und das Gebet andächtig verrichtet werde. Jeder, der während des Gebetes oder beim Thoravorlesen mit Lachen oder Schwätzen die Andacht stört, wird von denselben mit Strafe belegt.“

Aus der Instruktion wissen wir, dass bereits eine Synagoge bestand, die erst im Jahre 1911 einem Brand zum Opfer fiel. Es waren eine Reihe verheerender Brände, die mehrfach die Judengasse fast vernichteten. Das führte auch dazu, dass der Herrschaftsbesitzer Graf Adolf Philipp Lusi 1719 eine Feuerlöschordnung erließ, wonach die Juden auf eigene Kosten Wassertonnen, Feuerhaken, Eimer und Leitern anschaffen mussten. Jeder Jude musste bei seiner Heirat für Wassereimer im Feuerfall sorgen.

Dass damals trotz aller zeitbedingten Beschränkungen ein reges Gemeindeleben mit einem Rabbi und Thora-Studium geherrscht haben muss, sehen wir an den älteren Grabsteinen des Friedhofs. So wirkten in Tachau verschiedene Rabbiner, die auch Kreisrabbiner in Pilsen waren. Viele Tachauer Juden hatten im 17. und 18. Jahrhundert wirtschaftliche Kontakte zu Bayern. Die Erforschung dieser Kontakte aus jüdischen Quellen bietet für Tachau viel Material. So können wir belegen, wie Nürnberger Kaufleute mit Juden in Tachau in Geschäftskontakt standen. Ein Jude Joseph Nathan aus Tachau führte 1783 einen Prozess mit bayerischen Beamten in Sulzbach. In den so genannten Maskirbüchern (oder Memorialbüchern) einzelner

fränkischer Gemeinden wie Aub, Ellingen und Zirndorf kommen Namen alter Familien aus Tachau vor. Das gleiche gilt von Eintragungen Leipziger Messegäste, wo wir zwischen 1713 und 1763 zehn Namen von Tachauer Juden als Besucher und Händler auf der Leipziger Messe finden.

Durch die toleranten Gesetze von Kaiser Joseph II. durften Juden auch außerhalb des Gettos Häuser kaufen und siedeln. Im 19. Jahrhundert gab es bereits jüdische Vereine, obwohl die Tachauer Talmudschule nicht mehr die alte Wertschätzung genoss. 1858 wurde eine eigene hebräische Grundschule errichtet. 1860 zählte die jüdische Gemeinde 56 Familien mit 325 Seelen. Seit 1860 begann der Zuzug von Juden aus der Umgebung, so Angehörige der Familien Kohner aus Schossenreith, denen andere Familien wie die Neubauer folgten. 1867 bekam die jüdische Gemeinde mit dem Erlass Z. 5935 der Statthalterei in Prag vom 23. Februar ein erstes ordnungsgemäßes Statut und zur gleichen Zeit wurden auch die jüdischen kulturellen Vereine voll anerkannt. 1890 wurden die Gemeinden Tissa, Schönwald und Langendörflas der Gemeinde Tachau zugeteilt. Alle drei Orte hatten eigene kleine Synagogen, Langendörflas auch einen Friedhof. Ein Feuer am 29. April 1911 zerstörte alle Häuser in der Tempelgasse, auch die Synagoge; manche Häuser der Tempelgasse waren bereits damals von Nichtjuden bewohnt. Es war dem Gemeindevorsteher Sigmund Strauß zu verdanken, dieses Unglück bewältigt zu haben. Er mietete einen Gasthaussaal, in dem die Gottesdienste gehalten wurden und erreichte es, dass bereits am 2. Dezember desselben Jahres der Grundstein zu einem neuen Tempel gelegt werden konnte, dessen Pläne Professor Alfred Grotte aus Posen kostenlos lieferte. Bereits am 2. September 1912 erfolgte die Einweihung, so dass die folgenden jüdischen Feste dort gefeiert wurden.

Im Ersten Weltkrieg betreute die Gemeinde fast 3000 Flüchtlinge, wozu der Vorstand unter Leitung von Dr. Lurje ein Flüchtlingskomitee schuf. Zahlreiche Tachauer Juden fielen in diesem Weltkrieg in Serbien, Italien, Galizien und in Russland. Für sie wurde eine Gedenktafel an der Synagoge angebracht.

1930 betrug die Seelenzahl der jüdischen Gemeinde noch 270. Das heißt, dass die Gemeinde große Opfer bringen musste, um einen Rabbiner und Kantor zu erhalten und Sorge für vier Friedhöfe zu tragen. Es fanden täglich morgens und abends Gottesdienste statt und wurden von einer Armenstiftung Hilfen vergeben. Zur Gemeinde gehörten außer Tachau und seinem Gerichtsbezirk auch die Orte Hesselsdorf, Katharina, Klein- und Großmeierhöfen, Miles, Neudorf, Rosshaupt und Wusleben im Gerichtsbezirk Pfraumberg.

Verschiedene Juden haben sich um Tachau verdient gemacht, andere waren im Inland und Ausland angesehen. So sind Moritz Koh-

ner und Leopold Schornstein Begründer der Holzformenindustrie in Tachau, Ignatz Blaustern hat die Spiegelindustrie angeregt, Heinrich Adler die Perlmutterindustrie. Dem Oberbezirksarzt Dr. Emanuel Sperber verdankt Tachau seit 1922 die Wasserleitung. Der Tachauer Wilhelm Stern war Rabbiner in Liverpool und später in Kopenhagen, wo sein Landsmann Dr. Max Schornstein sogar Oberrabbiner war. Auch der bekannte Blindenlehrer und Direktor des Israelitischen Blindeninstituts an der Hohen Warte in Wien, Simon Heller, stammte aus Tachau.

In der Umgebung war Neu Zedlisch einst eine ansehnliche Judengemeinde, wie alte Gemeindebücher besagten, die Josef Schön noch einsehen konnte und in seinem Buch *Geschichte der Juden in Tachau* erwähnt. Die Synagoge wurde 1787 erbaut und zählte 60 Männer- und 44 Frauensitze. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges zählte Neu Zedlisch nur noch sieben Judenfamilien, 1930 nur noch eine.

Im 19. Jahrhundert hatten sich jüdische Familien in Purschau angesiedelt, wo 1860 vierzehn Familien mit 95 Seelen eine Schule und ein Bethaus hatten. In Langendörflas gab es 1870 noch 18 Familien mit 100 Seelen. Die Matrikeln wurden bereits 1839 abgeschlossen und nach Tachau überführt. Manche Juden aus Schönbrunn, Tissa, Schossenreith und Schönwald zogen nach Tachau, andere nach Amerika. Solche Juden in Amerika kennt auch der Bezirksrabbiner S. Margules und bringt Beispiele in seinem Beitrag vom Jahre 1929 *Die Heimatliebe der Tachauer Juden*. Er betont auch, dass der Familienname „Tachauer“ bei ausgewanderten Juden häufig war. Der Rabbiner nennt als Zeichen der Verbundenheit mit Tachau Treffen und Zusammenkünfte Tachauer Juden in New York, Besuche der Auswanderer in Tachau und die Tatsache, dass Tachauer Juden in den USA auch die Lokalzeitung *Grenzbote* abonniert hatten.

1938 blieb nur ein Jude in Tachau übrig, der 71 Jahre alte kranke Kaufmann Adolf Grünhut. Er starb 1939. Der letzte jüdische Tachauer kam 1945 aus Theresienstadt zurück und starb 1960. Die Synagoge wurde wie über 60 andere jüdische Gotteshäuser im Sudetenland in der Reichskristallnacht niedergebrannt. Dass dies kein „spontaner Volkszorn“ war, wie die Nationalsozialisten damals behaupteten, sieht man an der Tatsache, dass die Tachauer Feuerwehr den Brand löschen wollte, was aber die Nazi-Führung nicht erlaubte, ja die Feuerwehrmänner hinderte. Der Friedhof wurde verwüstet. Nach dem Krieg wurde er wiederhergestellt, aber verkleinert. Manche wertvollen Grabsteine wurden nach 1968 nach Marienbad gebracht.

*Rudolf Grulich*

# Gemeinsamkeiten von Sudetendeutschen und Tschechen in der Kirche zwischen beiden Weltkriegen

Das Verhältnis zwischen Sudetendeutschen und Tschechen im gemeinsamen Staat der ersten Tschechoslowakischen Republik wird meist als ein Gegeneinander-, bestenfalls als Nebeneinanderleben beider Volksgruppen dargestellt.

Tatsächlich gab es sogar im kirchlichen Leben oft nationale Trennung, doch finden wir immer wieder auch gemeinsames Schaffen und Versuche des Überwindens nationaler Gegensätze. Obwohl es an beiden Universitäten in Prag eine Theologische Fakultät gab, war doch das Priesterseminar der Erzdiözese Prag bis 1939 ein gemeinsames für deutsche und tschechische Theologen. In den anderen Diözesanseminaren mussten die Seminaristen beide Sprachen beherrschen, in Weidenau in Sudetenschlesien lernten tschechische und deutsche Theologen auch Polnisch. Aber auch über die Seminare hinaus existierten supranationale, die Völkergrenzen sprengende Aktivitäten.

Zur Vorbereitung des Gesamtstaatlichen Katholikentages, der 1935 in Prag stattfand, wurde ein übernationaler Ausschuss gebildet, dem auch deutsche Prälaten angehörten, u.a. als Diözesandirektor der Katholischen Aktion für die deutschen Katholiken der Erzdiözese Prag der Tepler Chorherr Petrus Möhler, der später 1944 Abt von Tepl wurde. Die eröffnende Sitzung dieses Ausschusses wurde gemeinsam gehalten, dann tagten die nationalen Sektionen getrennt, wie auch beim Katholikentag die einzelnen Sprachgruppen getrennte Veranstaltungen in ihrer Muttersprache hatten. Aber die Hauptveranstaltungen am Wenzelsplatz und im Strahover Stadion waren gemeinsam.

Nicht nur Tschechen, Slowaken und Deutsche waren mit ihrer Sprache vertreten, auch Ungarn, Ukrainer und Polen. Zum deutschen Festabend des Katholikentages im Deutschen Theater erschien auch der tschechische Erzbischof von Prag Kardinal Karl Kašpar. Bekanntlich waren alle Bistümer Böhmens und Mährens zweisprachig, wobei der Anteil der deutschen Katholiken von nur 15 Prozent im Bistum Brünn bis fast 75 Prozent im Bistum Leitmeritz betrug.

Durch den Massenübertritt von Hunderttausenden von Tschechen 1920 zur neuen Tschechoslowakischen Nationalkirche war in allen Diözesen der Anteil der Deutschen an der Katholikenzahl höher als ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung.

Im Ostsudetetenland gab es im Teschener Gebiet des sudetendeutschen Anteils der Erzdiözese Breslau auch polnische Katholiken. So war das Miteinander von deutschen und tschechischen Gläubigen

nicht nur in Böhmen und Mähren-Schlesien, sondern auch von Diözese zu Diözese verschieden. Auch in der Priesterschaft gab es Unterschiede, was den deutschen und tschechischen Priesternachwuchs betraf. Auf jeden Fall gab es mehr tschechische Priester in deutschen Pfarreien als umgekehrt.

Überdiözesan gab es 1929 auch deutsche Teilnahme an den Millenniumsfeiern zu Ehren des hl. Wenzel in Prag, wobei auch reichsdeutsche Katholiken teilnahmen. Als 1931 die Jubiläumsfeierlichkeiten am Hl. Berg bei Přeboram stattfanden, dem größten Wallfahrtsort in Böhmen, war im Rahmen dieser Feiern auch ein Tag für die deutschen Katholiken bestimmt. Der neu ernannte Bischof Anton Weber von Leitmeritz feierte den Gottesdienst in Přeboram, der deutsche Weihbischof von Prag, Johannes Remiger die Nachmittagsandacht. Die Festpredigten hielten der Tachauer Kreuzherr Pater Rudolf Kohl und der Tepler Prämonstratenser Pater Petrus Möhler, der spätere Abt dieses Stiftes.

Die deutsche Feier war auch im offiziellen tschechischen Programm ausgedruckt und der Königgrätzer Bischof Moritz Picha nahm als tschechischer Vertreter am deutschen Tag teil. Außer nach Přeboram gab immer wieder auch zu anderen Wallfahrtsorten im tschechischen Sprachgebiet deutsche Wallfahrten z.B. nach Chlumtschan bei Dobrzan oder nach Kyjov bei Stadt Tuschkau an der Sprachgrenze, in Mähren auch nach Dub oder auf den Heiligen Berg bei Olmütz und zum Hostein. Umgekehrt kamen auch viele Tschechen als Wallfahrer auf den Muttergottesberg bei Grulich oder nach Philippsdorf. Das dortige Wallfahrtslied über die Erscheinung von 1866 wurde auch tschechisch gesungen.

Manche Bischöfe, vor allem Kardinal Kašper, stellte die deutschen Neupriester eine zeitlang in tschechischen Pfarreien an und umgekehrt, um den Seelsorgern beider Nationen gute Sprachkenntnisse zu ermöglichen. Die Kinderaustauschaktion, bei der deutsche Kinder in tschechische Familien und tschechische Kinder in deutsche Familien kamen, wurde vom Volksbund deutscher Katholiken ebenso gefördert wie vom deutschen und tschechischen Frauenbund. Das deutsche Kloster der Heimsuchungsschwestern in Chotieschau nahm in den Sommermonaten ebenso tschechische Kinder auf wie die Schulschwestern von Einsiedel.

*Rudolf Grulich*

# Weihnatskrippen im Sudetenland

## Zu den Bildern auf den Umschlagseiten

Das die Weihnachtskrippen in der alten Heimat bei Deutschen und Tschechen eine alte Tradition hatten, ist allgemein bekannt. Schon 1560 stellten die Jesuiten in Prag ihre erste Krippe auf, vier Jahre nach dem Tode des hl. Ignatius, der mit dem hl. Petrus Canisius den ersten Jesuiten nach Böhmen entsandt hatte. Die erste mährische Krippe stand 1575 in Olmütz. Krippen wurden aber auch bald Volksgut und wurden nicht nur in Kirchen, sondern auch in den Wohnungen aufgestellt. Vom Erzgebirge bis zum Grulicher Ländchen, aber auch in Nordmähren und im Schönhengstgau gab es Schnitzer, die mit ihren Werken auch besondere Krippen-Schnitzer-Landschaften schufen. Fachleute aus dem Kreis der Sudetendeutschen Krippenfreunde haben die einzelnen Krippenarten erforscht, denn es gab Schreinkrippen in Eger, Glasfensterkrippen im Riesengebirge, Bretter-, Kasten- und Papierfigurenkrippen, außerdem waren manche Krippen wahre Kunstwerke in verschiedenen Kirchen wie die Silberkrippe im Kirchenschatz von Loreto in Prag.

Berühmt sind auch Krippen mit ganzen Stadtlandschaften im Hintergrund wie die bekannte Grulicher Krippe auf dem Muttergottesberg mit berühmten Bauwerken aus ganz Europa. In ihren Forschungen haben die Volkskundler Alfred Karasek und Josef Lanz gezeigt, wie sich durch die Jesuiten die böhmisch-mährischen Krippen nach Osteuropa ebenso ausbreiteten wie in den Jesuitenmissionen in Südamerika und Südostasien. Die beiden Volkskundler erforschten Archive in Rom, Wien und Prag und stellten 1974 in ihrem Buch *Krippenkunst in Böhmen und Mähren vom Frühbarock bis zur Gegenwart* fest: „Das Ergebnis unserer Archivarbeiten weit über 3000 aktenmäßige Belege, welche sich über die ganze Entwicklungsperiode zwischen 1560 und 1772 erstreckten. Sie umschlossen nicht nur jedes Kolleg mit seinen Residenzen, Kirchen und sonstigen Niederlassungen, sondern auch eine Fülle von längeren und kürzeren Missionen, die sich breitflächig über alle Länder und Gegenden der Böhmisches Krone erstreckten.“ Daraus einige Beispiele: In der „Deutschen Freiheit“ in Moskau stellten Pater Johann Franz Milan aus Hirschberg und Johann Berula aus Schlesien 1699 die erste Krippe auf, die später noch erweitert wurde. In Paraguay wissen wir schon 1691 von den Chronisten, dass böhmische Patres auch „Altäre zierten, Leuchter stellten und das Kripplein zu Weynacht und das Heilige Grab zu Ostern aufstellten.“ Aus Indochina schrieb der aus Iglau stammende Pater Johann Siebert 1742



*Krippenbogen von Mikoláš Aleš*

an seine Wohltäterin Gräfin Maria Theresia Fugger über seine Arbeit in Hué in Vietnam: „Wir bauen in den Weyhnacht-tägen, um unsere neuglaubigen das Trostreiche Geheimnis der Menschwerdung Christi klärer vor Augen zu legen, in unseren Kirchen Krippen auf, welche zu sehen, und zugleich den Neugeborenen Heiland zartest zu verehren, alles klein und groß, auch von weitem herzu eilet...“ Dass damit in Vietnam bei den Christen bis heute eine Krippentradition geschaffen wurde, haben auch amerikanische Korrespondenten während des Vietnamkrieges berichtet und Touristen in der Gegenwart.

Im 19. und 20. Jahrhundert haben große Künstler wie Josef von Fühlich aus Kratzau (1800 bis 1876) oder der tschechische Maler Mikuláš Aleš, der 1913 starb, Krippen gemalt, die noch in unseren Tagen als Papierkrippen in die Hunderttausende gehende Auflagen erreichten.

*Rudolf Grulich*

# Unser Bücherangebot

Heute weisen wir besonders auf das Buch über den Schönhengster Märtyrer P. Engelmar Unzeitig hin, der 1945 als „Engel von Dachau“ starb und hoffentlich bald seliggesprochen wird.

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel.** 279 Seiten. EUR 10,00.

Adolf Hampel, **Mein langer Weg nach Moskau.** 176 Seiten, EUR 12,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas.** 164 Seiten, EUR 5,00.

Adolf Hampel u.a. (Hrsg.) **Europassion. Kirche-Konflikte-Menschenrechte.** Festschrift Grulich. 464 Seiten, EUR 36,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

## Reihe Kirche und Heimat.

### Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 60. Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen. 224 Seiten, EUR 14,80.